

Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V.

Jahrbuch 8 1992

Verlag Regensberg Münster

Das Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.
wird herausgegeben vom Vorstand

Redaktion:

Prof. Dr. Hans Taubken in Zusammenarbeit mit
Dr. Siegfried Kessemeier, Dr. Robert Peters und Ulrich Weber

Anschrift der Redaktion:

Prof. Dr. Hans Taubken
Magdalenenstraße 5
4400 Münster

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch einen Zuschuß
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
sowie durch Spenden des
Westfälisch-Lippischen Sparkassen- und Giroverbandes,
der Westdeutschen Landesbank,
der Sparkasse Ahlen
und durch Zuwendungen vieler unserer Mitglieder.

Umschlagbild:

Nach der Plattenhülle von: „Wibbelt-Lieder 1“; Kompositionen von P. Bernward Lamers †
Quadrige-Ton, Frankfurt

ISBN 3-7923-0542-5

© 1992, Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V., Münster
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen
Wiedergabe und des Übersetzens, vorbehalten.
Gesamtherstellung: Verlag Regensburg, Münster

INHALT

BEITRÄGE

Peter Köster: Katholizismus im Rückspiegel. Zur Darstellung des Klerus in Augustin Wibbelts Buch „De Pastor von Driebeck“	7
Franz Schüppen: Der Besuch des alten Herrn. Anmerkungen zum historischen Stellenwert des Amerikamotivs bei Augustin Wibbelt .	28
Hans Taubken: Augustin Wibbelts Mitarbeit am „Dülmener Missionsblatt“	38
Robert Peters: Plattdeutsch in Münster und im Münsterland – gestern und heute	43

MISZELLEN UND BERICHTE

Robert Peters: Wibbelt-Chronik 1991	66
Matthias Vollmer: M. Wiegert-Wegener: Wilhelm Dullweber, Pastor in Westfalen. Westdeutsches Fernsehen, 3. Progr., 8. 3. 1992	71
Christian Fischer: Niederdeutsch morgen? Nachlese zum Lüneburger Kongreß 1990	73
Eva-Maria Schmitt: Das Internationale Mundartarchiv „Ludwig Soumagne“ des Kreises Neuss. Eine Dokumentationsstelle der deutschsprachigen Dialektliteratur	76

BUCHBESPRECHUNGEN

Hans Taubken: Literaturkreis Augustin Wibbelt e. V., Schriften zur Wibbelt-Forschung. Band 1. Münster 1991	80
Carin Gentner: D. Rost, Sauerländer Schriftsteller des kurkölnischen Sauerlandes im 19. und 20. Jahrhundert. Schmallenberg-Holthausen 1990	86
Ulrich Weber: R. Beckord/A. Schattschneider, Dialektautoren in Ostwestfalen-Lippe. Eine empirische Studie zur Rolle der Autoren im niederdeutschen Kultursystem. Bielefeld 1990	91
Jürgen Hein: Anke Finster, Der oldenburgische Schriftsteller August Hinrichs (1879–1956). Ein Beitrag zu den biobibliographischen Grundlagen der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung. Neumünster 1990	95

BIBLIOGRAPHIE

Hans Taubken/Bertram Haller: Neuerscheinungen zur niederdeutschen Sprache und Literatur Westfalens 1991	98
---	----

AUS DER GESELLSCHAFT

Bericht über die Jahresmitgliederversammlung 1991	105
Veranstaltungen der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1991	106
Neue Mitglieder 1991	108
Abbildungsnachweise	109
Mitarbeiter dieses Jahrbuches	110

Katholizismus im Rückspiegel

Zur Darstellung des Klerus in Augustin Wibbelts Buch
„De Pastor von Driebeck“*

„Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in diesem Orden.“

Annette von Droste-Hülshoff:
Des alten Pfarrers Woche, V. 29–31

Zwei Weltkriegskatastrophen stehen zwischen der aktuellen Situation des deutschen Katholizismus und der in sich geschlossenen Welt des schreibenden Pfarrers Augustin Wibbelt: schwerwiegende Zäsuren mit tiefgreifenden Konsequenzen auch für den kirchlichen Bereich. Gleichwohl darf die verklärende Rückschau auf Wibbelts „versunkenen Garten“¹ den Blick nicht verstellen für die Situation kurz nach der Jahrhundertwende, deren Bedrängnisse und Konflikte fernzuhalten, so etwas wie ein Programm des Autors – aber nicht allein dieses Autors – darstellen mochte. Viele Charakteristika des im „Pastor von Driebeck“ in mannigfachen Figuren paradiierenden katholischen Landklerus entspringen sicher nicht einfach der Erfahrung und der Phantasie des Autors²; vielmehr erweisen sich bei genauerem Hinsehen in der typisierenden und stilisierenden Darstellung auch situationsgebundene Ausdruckszwänge.

Wenn ein katholischer Kleriker – auch sofern er nach eigenem Bekunden sich in seinem Werk fernzuhalten gedenkt von jeglicher „Staats- oder Kirchen- oder Kulturpolitik“³ – um 1907 einen plattdeutschen Klerusroman⁴ schreibt, dann

* Der Hinweis dürfte sinnvoll sein, daß der Verfasser dieser Anmerkungen zu Augustin Wibbelts „De Pastor von Driebeck“ katholischer Theologe ist und dies natürlich seine Perspektive bestimmt.

Die freundliche Anregung, dieses Thema zu bearbeiten, verdanke ich dem Kollegen Jan Wirrer, Professor für niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Bielefeld. Für hilfreiche Hinweise zu Wibbelts Lebensgang sage ich Herrn Reinhard Pilkmann-Pohl (Münster) meinen herzlichen Dank.

¹ Augustin Wibbelt: Der versunkene Garten. Lebens-Erinnerungen. 6., nach dem Manuskript neu besorgte Aufl., hrsg. von Rainer Schepper. Münster 1991. – Augustin Wibbelt: De Pastor von Driebeck. Erzählung in niederdeutscher Mundart. 6. Aufl. Rheda-Wiedenbrück 1988. (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Band 11.) – Nach diesen Ausgaben wird zitiert.

² In seinem Lebensrückblick beschreibt Wibbelt auch manche skurrilen Erscheinungsformen des Klerikerdaseins und wunderliche Auftritte der „Herren Konfratres“: alles freilich von bemerkenswerter Harmlosigkeit (vgl. „Der versunkene Garten“, bes. S. 266ff.).

³ Der versunkene Garten (wie Anm. 1), S. 12.

⁴ Siegbert Pohl spricht von einem „Standesroman“, in: ders., Augustin Wibbelt als niederdeutscher Lyriker. Köln, Graz 1962, S. 32. – Auch aus Pohls Übersicht zu Wibbelts Lebensgang ergibt sich, daß „De Pastor von Driebeck“ größtenteils im Jahr 1907 geschrieben worden sein muß.

steht er mit diesem Unterfangen unvermeidlich in einem bestimmten katholisch-kirchlichen, kulturellen und zuletzt auch gesellschaftlich-politischen Kontext. In Wibbelts autobiographischem Schrifttum scheint nur an wenigen Stellen durch, daß der aus eigenem Entschluß literarisch tätige Kleriker in jener Epoche eine prekär gestellte Figur gewesen ist: einerseits willkommen als Produzent „katholischer Literatur“ im Blick auf den Ausgleich eines deutlich empfundenen „Kulturdefizits“, andererseits doch eben eingefaßt in einen der literarischen Qualität nicht eben förderlichen Erwartungs- und Kirchenhorizont. Durfte der katholische Klerus sich selbst überhaupt zum literarischen Sujet werden? Lief das nicht hinaus auf eine Profanierung des immunisierten „Heiligtums“⁵ und auf die Verletzung der seinerzeit vielzitierten Vulgata-Maxime: *secretum meum mihi*?⁶ Man braucht sich ja nur für einen Augenblick die Frage vorzulegen, welche Veränderungen mit Bild und Rollenverständnis des geistlichen Standes, hier: des Diözesan- bzw. Weltklerus, im Laufe eines Jahrhunderts im sogenannten „Kirchenvolk“ vor sich gegangen sind, um zumindest zu ahnen, daß hier eine kirchliche Lebensform, die bei Augustin Wibbelt noch regional – im Münsterland – in beinahe fragloser Geltung stand, in ihrer volkskirchlichen Realisierung aus vielfältigen Gründen doch wohl in einen Auflösungsprozeß eingetreten ist.⁷ Solche Verwerfungen stehen in weithin unaufgehelltem Konnex zur Gesamtgeschichte des Katholizismus, hier speziell: der deutschen Ausprägung des Katholischen.

Einige Rahmenbedingungen des Umfeldes müssen also in diese Skizze mit einbezogen werden, wenn deutlich werden soll, welche Risiken das Abfassen eines Pastorenromans zu Beginn des 20. Jahrhunderts in sich bergen konnte und welche Prämissen sein Autor – explizit oder implizit, womöglich gar unbewußt – zu beachten hatte, wenn sein Unternehmen nicht von vornherein undurchführbar werden sollte. Das Faktum, daß der Verfasser selbst Kleriker war, mochte ihn einerseits kompetent erscheinen lassen⁸, legte ihm andererseits entschiedene Rücksichten auf.

⁵ Augustin Wibbelt: *Mein Heiligtum*. Aus dem Tagebuche eines jungen Priesters. 2. Aufl. Essen 1906. – Nach dieser Ausgabe wird zitiert.

⁶ Vgl.: *Der versunkene Garten* (wie Anm. 1), S. 219: dort ist Jesaja 24,16 nach dem – unter katholischen Theologen damals üblichen – Vulgata-Wortlaut als „Rüge“ eines Mitbruders zitiert (s. dort Anm. 6).

⁷ Als aktuellstes Indiz ist natürlich zu nennen: Eugen Drewermann, *Kleriker. Psychogramm eines Ideals*. Olten, Freiburg 1989. – Charakteristisch erscheint hier – unbeschadet des sicher beachtlichen Realitätsgehaltes dieses Buches – die zum angesprochenen Auflösungsprozeß selbst noch gehörende polemische Distanzlosigkeit des Autors, die einer theologisch angemessenen und historisches Verstehen einschließenden Würdigung nicht eben zuträglich sein kann.

⁸ Die Rolle der „schreibenden Kleriker“ im deutschen Katholizismus des Kaiserreichs harret der genaueren Untersuchung. Treuherzige Anfänge – vgl. etwa: Wilhelm Spael, *Das Buch im Geisteskampf. 100 Jahre Borromäusverein*. Bonn 1950. – sind eher ein Hinweis auf das waltende Defizit. Zum historischen Umfeld: Thomas Nipperdey, *Religion im Umbruch. Deutschland 1870–1918*. München 1988 (überarbeitet in: ders., *Deutsche Geschichte 1866–1918. Band 1: Arbeitswelt und Bürgergeist*. München 1990, S. 428–530).

I. Hinweise zur Situation von Wibbelts Schrifttum im deutschen Katholizismus

„Die Consecration der Kirchen haftet nach allgemeiner Lehre an den Kirchenmauern oder specieller an dem innern, vom Bischof gesalbten Verputze.“

Artikel „Entweiheung“ (Kreutzwald) in:
Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl.
Band 4. Freiburg 1886, Sp. 640

Zunächst sei hier thesenhaft formuliert, daß die typisierende Darstellung des Klerus und die charakteristische Abblendung von zeitbedingten Konfliktbereichen einerseits weithin Wibbelts irenischem, zum humoristischen Idyll volkspädagogischer Art tendierenden Sinn entsprechen, andererseits erscheinen sie durchaus programmatisch⁹ und bezeichnend für eine verbreitete Einstellung zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg, kirchlich datiert: zwischen 1. Vatikanum und Modernismuskrise (um 1907). Der Kulturkampf hatte im deutschen Katholizismus die ohnehin durch Reformation, Aufklärung und Revolution (1789/1848) vorgeprägte Neigung zur Mentalität einer „belagerten Festung“¹⁰ massiv zu einer von Abwehrinstinkten geleiteten Abgeschlossenheit fixiert. Seit 1890 allerdings, seit Bismarcks Entlassung durch den glorifizierten „jungen Kaiser“ Wilhelm II., glaubte man einen „neuen Frühling für das katholische Deutschland“¹¹ feststellen zu dürfen: Es war zugleich eine Epoche nationaler (Über-)Identifikation, die dann recht kritiklos in den anfänglichen patriotischen Enthusiasmus von 1914 mündete.

Die Position eines bewußt volkstümlichen Schrifttums wäre – was hier nicht geschehen kann – in diesem Spannungsfeld zuallererst genauer zu bestimmen. Der deutsche Katholizismus des Kaiserreichs suchte und fand unter vielen inneren und äußeren Konflikten ein zuletzt doch prekäres Selbstbewußtsein: politisch durch die – bei Wibbelt kaum thematisierte – Zentrumsparterie¹², gesellschaftlich in den klerusbetreuten Verbänden, insbesondere im 1890 durch Windthorst u.a. gegründeten „Volkverein für das katholische Deutschland“, theologisch im sogenannten „Reformkatholizismus“, einer unpräzisen Sammelbezeichnung für vorsichtige Reformgedanken eher versprengter deutscher Theo-

⁹ Als Exempel einer sehr traditionalistischen Programmschrift: Paul Wilhelm von Keppler, Wahre und falsche Reform. 3. vermehrte Aufl. Freiburg 1903.

¹⁰ Friedrich Fuchs: Die deutschen Katholiken und die deutsche Kultur im 19. Jahrhundert. Zur geistesgeschichtlichen Einordnung von Karl Muths Werk. In: Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Festschrift Karl Muth. Hrsg. von Max Ettlinger u.a. München 1927, S. 9–58; hier: S. 9.

¹¹ Wilhelm Spael: Das katholische Deutschland im 20. Jahrhundert. Seine Pionier- und Krisenzeiten 1890–1945. Würzburg 1964, S. 15.

¹² R. Pilkmann-Pohl verdanke ich den Hinweis, daß Wibbelt Zentrumsmitglied war. Es bliebe zu fragen, was dieses Faktum für Wibbelt bedeutet hat.

logen¹³, kulturell durch die Konflikte („Literaturstreit“) um ein gehobenes intellektuelles Niveau des katholischen Schrifttums, das unter dem Verdikt der Inferiorität, des Bildungsdefizits und der „Winkelkultur“ (Scheler) stand.¹⁴

Im Rahmen dieser hier nur stichwortartig angedeuteten Bemühung um eine Etablierung und Ortsbestimmung des Katholischen in und gegenüber der Moderne bedeutete Wibbelts literarische Arbeit im ganzen eine konservative Tendenz. Hier dürfte der eigentliche Grund dafür liegen, daß sich zu Zeitschriften wie den von Jesuiten betreuten „Stimmen aus Maria-Laach“ und zum „Hochland“ – dem mutigen, auch Laien als Mitarbeiter rekrutierenden Projekt Carl Muths – kein ernstlicher Kontakt herstellen ließ¹⁵. Wibbelts Hinwendung zum Volkstümlichen liegt also eher auf einer Linie, die mitten im 20. Jahrhundert den Historiker Franz Schnabel im 4. Band seiner weiterhin lesenswerten „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ mit deutlichem Bedauern auf die seinerzeit ungebrochene Volksreligiosität hinweisen ließ: „Wenn die Erneuerung des religiösen Lebens (sc. zu Beginn des 19. Jahrhunderts) möglich wurde, so war dies zunächst und in erster Linie dem Erbgute der Vergangenheit zu danken, das immer noch unverbraucht im Landvolk, in der Pfarrgeistlichkeit und in den Klöstern lebte. (...) Im Volke (...) war überall das religiöse Leben noch sichtbar vorherrschend, und überall war es mit der alten Ständeordnung aufs engste verknüpft. (...) Noch immer war die Erfüllung der religiösen Pflichten ein selbstverständliches Gebot, dem keiner sich entzog (...). Die Volksseele brauchte also nicht die Hilfe der Schriftsteller und Romantiker abzuwarten (...).“¹⁶ Die aufklärerische Abschätzigkeit gegenüber der Volksfrömmigkeit könnte also – im Extrem und restaurativ – umgewandelt werden zum Prinzip des Authentischen. Es könnte somit, sofern katholische Kulturdistanz rigoros exekutiert würde, ein von Theologie, Bildung und Zeitgenossenschaft unberührtes Banausentum um sich greifen, am Ende die Sterilität einer realitätsentrückten, nur vermeintlich intakten Katholizität. Mir will scheinen, daß es Wibbelt im ganzen gelingt, durch die humoristische Volkstümlichkeit und speziell durch die plattdeutsche Sprache diesen Versuchungen zu entgehen. Freilich zeigt sich auch

¹³ Wenn der Würzburger „Reformtheologe“ Herman Schell eine Schrift mit dem Titel „Der Katholicismus als Princip des Fortschritts“ (2. Aufl. Würzburg 1897) publizierte, dann lief das hinaus auf eine Flucht nach vorn, die um die Jahrhundertwende nur auf dem Index enden konnte.

¹⁴ Max Scheler verwendet diesen Begriff in seiner berühmt gewordenen Abhandlung: „Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg“. In: Ders., Krieg und Aufbau. Leipzig 1916, S. 196–372; hier: S. 290. – Vgl. ferner: Dietmar Pfister, Die Diskussion über das katholische Schrifttum um die Jahrhundertwende. Phil. Diss. Fribourg 1952.

¹⁵ Reinhard Pilkmann-Pohl: Nachlaß Augustin Wibbelt. Eine Dokumentation zu Leben und Werk Augustin Wibbelts. Warendorf 1991. (Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Warendorf. Reihe 2, Heft 2.); hier findet man u.a. einen Brief der Schnellschen Verlagsbuchhandlung C. Leopold an Augustin Wibbelt vom 19. 4. 1916, in dem Gründe erörtert werden für das mangelnde Interesse der „Stimmen aus Maria-Laach“ und des „Hochland“ (S. 353): „Das Hochland ist nicht für diese Art volkstümliche Literatur“.

¹⁶ Franz Schnabel: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 4 Bände. München 1987. (Unveränd. Nachdruck der Ausgabe: Freiburg 1929–1937.) Band 4: Die religiösen Kräfte, S. 44–46.

in diesem Zusammenhang noch einmal die Problematik eines Klerusromans. Wibbelt selbst berichtet vorsichtig darüber, daß schon sein frühes, frommes und noch gar nicht humoristisches Büchlein „Mein Heiligtum“ (1899) seiner bloßen Existenz wegen kritisiert wurde.¹⁷ Dabei erscheint dessen Darstellungsform, abgesehen von einzelnen Passagen der Naturerfahrung, noch klischeehaft erbaulich und an keiner Stelle im Entferntesten „gewagt“. In bezeichnender Form überliefert Wibbelt die Kritik eines „sehr angesehenen Geistlichen“ (es wird nicht gerade der Bischof gewesen sein, zu dem offenbar wenig Kontakt bestand) am „Pastor von Driebeck“. Dieser Mitbruder hätte das Buch wohl – wegen einer gewissen pastoralen Nützlichkeit – gern für die intime Kleruslektüre reserviert: „er bedaure, daß es dem Volke in die Hand gegeben werde, zumal es in humoristischer Art abgefaßt sei“.¹⁸ Dieser Einwand zeigt mehr an als die persönliche Humorlosigkeit des Kritikers; auch hier handelt es sich um ein Programm. Es demonstriert wohl das vom Kulturkampf zementierte Prinzip, das einerseits im 19. Jahrhundert durchaus im Bündnis mit der Volksfrömmigkeit steht¹⁹, zugleich jedoch andererseits das „Volk“ als lenkungsbedürftiges versteht. Die humoristische Darstellung würde hier lehren, Menschen (und auch Kleriker) menschlich zu sehen. Sie könnte wohl aus der Perspektive einer sakralisierten Priesterrolle als Relativierung erscheinen. Exempel dafür liefert Wibbelt selbst in seinem frühen Büchlein über den eigenen Weg zur Priesterweihe. Abhold jeglicher Introspektion²⁰ und in theologischer Schriftferne, speziell weit abseits von der Christologie und Kultkritik des Hebräerbriefs²¹, erscheint dem Wehekandidaten der Vollzug der Eucharistiefeier mit konsekratorischem Pathos hauptsächlich als Tremendum: „Wie furchtbar ist der Ort, wo der Priester

¹⁷ Zuerst publiziert unter dem Pseudonym „Ivo“. Gemeint ist wohl der bretonische Heilige (1253–1303), dem nachgesagt wird, er habe bei vorgerücktem Alter auf kirchliche Ehrenstellungen verzichtet und sei Pfarrer geworden. Das berühmteste Beispiel der Spezies „kanonisierter Pfarrer“ wurde 1905 seliggesprochen und dürfte Wibbelt nur sehr mäßig sympathisch gewesen sein: Jean-Baptiste-Marie Vianney (1786–1859), der „Pfarrer von Ars“.

¹⁸ A. Wibbelt: Der versunkene Garten. S. 310.

¹⁹ Ein inzwischen unter Historikern viel diskutiertes Beispiel ist die Wallfahrt zum Hl. Rock in Trier: Die Daten und näheren Umstände der jeweiligen „Ausstellung“ dieser mittelalterlichen Reliquie dokumentieren im 19. und 20. Jahrhundert in der Tat eindrucksvoll die kirchenpolitischen Intentionen, die damit verknüpft wurden: 1844, 1891, 1933, 1959. Inzwischen wird in Trier die Auskunft gegeben, der Hl. Rock könne nicht mehr präsentiert werden, weil er sich unter Lichteinwirkung zersetze. – Vgl. aus der historischen Literatur: Wolfgang Schieder, Kirche und Revolution. Sozialgeschichtliche Aspekte der Trierer Wallfahrt von 1844. In: Archiv für Sozialgeschichte 14 (1974), 419–454.

²⁰ Unwillkürlich fragt man nach „anstoßigen“ Punkten. Vielleicht ist die bekannte Mutterbindung des Klerikers (vgl. „Mein Heiligtum“, S. 188ff.) und deren marianische Sublimierung ein Secretum, über das vor dem Volke nicht zu reflektieren ist? Oder das in der Tat etwas makabre, eine Art Gottesgericht insinuiierende, abendliche (!) Regens-Gebet: „Gott möchte den von uns in seiner Gnade sterben lassen, der unberufen zu den h. Weihen hinzutreten würde“ (S. 39)?

²¹ Indiz dafür ist das Denkschema, demzufolge das katholische Amtspriestertum eine Überbietung der alttestamentlichen Funktion des Hohenpriesters darstellt; also jene Prolongierung des Tempelkults, die von den Texten des Neuen Testaments her – und mit besonderem Blick auf Hebr 4,14ff. – nicht zu legitimieren ist.

steht“.²² Latent monophysitisch wird Christus einzig auf der Seite Gottes gesehen, in schauervoller Erhabenheit. Wie könnte also je über den, der in Vollmacht „Gott opfert“²³, humoristisch gehandelt werden!

Auch diese Zusammenhänge theologischer Provenienz können hier nur angedeutet werden. Vermutlich bestimmen sie aber die Darbietungsweise des Driebeck-Romans. Denn zu den sogleich ins Auge fallenden, literarisch nicht unproblematischen stilistischen Eigentümlichkeiten (nun auch als Absicherungen erkennbar) gehört auch das Faktum, daß die Zentralfigur, eben der Pastor von Driebeck, selbst im Grunde keine humoristisch gesehene Person ist. Damit wäre im Zentrum des Romans der Vorwurf einer Profanierung des Klerus gegenstandslos gemacht. Diese Absicherung widerspräche dabei nach dem Verständnis der Epoche nicht unbedingt der Volkstümlichkeit: Das Volk, so war die gängige Meinung²⁴, will den Priester auch „abgehoben“, nicht jedoch volksfremd. Im Kernbereich von Wibbelts Klerusroman herrscht also gewissermaßen und nicht zufällig humoristische Windstille. Es waltet ein eher melancholischer Ernst, der zugleich Folie wird für das volkstümlich-humoristische Personal des Umkreises. Ein katholischer Priester bietet eben in der Regel keinen Romanstoff; er *soll* ihn aufgrund einer langen Tradition auch gar nicht bieten. Nicht von ungefähr ist hier Thomas von Kempens „Imitatio Christi“ das spirituell orientierende Grundwerk. Das will sagen: Die getroffene Feststellung hat nicht als Aufweis eines Defizits zu gelten, sie ist vielmehr Programm eines Dienst-Ethos, zu dem – zumeist eben doch vom Eros affizierte – „Romane“ sich nicht fügen können. Die literarische Epoche der angefochtenen Priestergestalten war in Deutschland um diese Zeit längst noch nicht angebrochen; sie kam auch später vornehmlich aus dem Bereich der romanischen und angelsächsischen Länder (das „Tagebuch eines Landpfarrers“ von Georges Bernanos sei nur im Vorübergehen erwähnt). Gleichwohl zeigt auch Wibbelts Kleruserzählung, wie mühsam die Darstellung des Pastors von Driebeck im harmonischen Lot zu halten war; beinahe wäre daraus die gar nicht mehr so erbauliche Geschichte eines scheiternden Priesters geworden.

²² Zum theologischen Hintergrund dieser Vorstellung vgl. Yves Congar: Christus, Maria, Kirche. Mainz 1959.

²³ A. Wibbelt: Mein Heiligtum, S. 69; – eine theologisch höchst fragwürdige, überzogene Opferterminologie, die in diesem Büchlein aber eher auf mangelnder Reflexion beruht.

²⁴ Einen merkwürdigen Reflex dieser Vorstellung gewahrt man sogar in Friedrich Nietzsches Zeichnung und Analyse des katholischen Priestertypus, dem er – natürlich in kritischer Absicht – ein bis in die Körperlichkeit hinein sich manifestierendes Raffinement der Machtausübung nachsagt: „Die mächtige Schönheit und Feinheit der Kirchenfürsten hat immerdar für das Volk die Wahrheit der Kirche bewiesen (. . .)“ (Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile. Abschnitt 60.). Dergleichen ließ sich im 19. Jahrhundert noch sagen und schreiben.

II. „De Pastor von Driebeck“ – in theologischer Perspektive durchgesehen

„Für den Priester ist manches bedenklich,
was am Laien harmlos ist.“

Brief an Clara Wibbelt, 4. Januar 1887

Die untergründigen, hier notwendig nur flüchtig skizzierten Determinanten dürften mit dazu beigetragen haben, daß das in 22 Kapiteln gegliederte, durch episodische Formung an eine Fortsetzungsgeschichte erinnernde Buch nach einer recht harmonischen, freilich manchen Problemstoff bereithaltenden Exposition (vgl. Kapitel 6: „Schatten“) etwa vom 12. bis 14. Kapitel an so merkwürdig aus dem Ruder läuft. Die Konflikte eskalieren bis zum 21. Kapitel geradewegs auf ein entschiedenes Fiasko des Pastors von Driebeck hin. Ein Fehlgehen und Scheitern, das im geschlossenen katholischen Land-Kosmos im Grunde und „offiziell“ gar nicht für zulässig erachtet und vielleicht auch darum – im Spannungsfeld der ausbrechenden Modernismuskrise – am Ende mit dem wenig überzeugenden Beilegungskapitel 22 geradezu hastig zugedeckt wird. „De Pastor von Driebeck“ erschien Ende des Jahres 1907, wurde also, da hier Erfahrungen aus Wibbelts Pfarrstelle in Mehr verarbeitet werden (Wibbelt wurde dort am 7. November 1906 eingeführt²⁵), wesentlich im Jahr 1907 geschrieben, dem neuralgischen Datum des Modernismustreites.²⁶ Eine allzu problematische Klerikergestalt – so wird man folgern dürfen – hätte in jene kirchenpolitische Landschaft keinesfalls mehr gepaßt; und zwar, da der Konflikt eskalierte, *nach* 1907/08 um so weniger. Vielleicht erklärt sich auch daraus die Hast des Happy-end-Abschlusses. Wibbelt mußte „fertig“ werden mit diesem Buch, wenn er es überhaupt noch publizieren wollte. Schreiben und Publizieren blieben aber wesentliche Anliegen seiner lang währenden Pfarrereistenz (1906–35), die aus dem Blickwinkel kirchlicher Karriere ja eher als Abstellgleis erscheint – Preis und Voraussetzung literarischer Ambitionen.

1. Eingang und Exposition

Das 1. Kapitel präludiert die Gestaltungsform des Buches, wie Wibbelt sie wohl trotz aller vorgesehenen Turbulenzen im ganzen Werk durchzuhalten gedachte. Der Naturvorgang „Frühjahrsgewitter“, theologisch verglichen mit der Entrück-

²⁵ S. Pohl: Augustin Wibbelt als niederdeutscher Lyriker (wie Anm. 4), S. 31. – Aus einem mit einer datierten Widmung Wibbelts versehenen Exemplar der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund ist ersichtlich, daß das auf der Titelseite mit „1908“ gekennzeichnete Buch bereits Anfang Oktober 1907 fertiggestellt war (Hinweis Hans Taubken, Münster).

²⁶ Im Jahr 1907 erscheinen die hierher gehörenden wesentlichen Dokumente lehramtlicher Verurteilung: am 3. Juli das Dekret „Lamentabili“ des Hl. Offiziums; am 8. September die Enzyklika Papst Pius X. „Pascendi dominici gregis“; vgl. dazu: Norbert Trippen, Theologie und Lehramt im Konflikt. Die kirchlichen Maßnahmen gegen den Modernismus im Jahre 1907 und ihre Auswirkungen in Deutschland. Freiburg 1977.

Steht noch mein liebes Natteforth
 An seinem alten trauten Ort? /
 Umfängt der Wald noch weich u. warm
 Das stille Haus mit starkem Arm? /
 Springt noch die Liesel aus und ein,
 Des Hauses lustger Botschafterin? /
 Schafft immer noch mit treuem Sinn
 Die gütige Gebieterin? /
 Ist noch das träumende Lebensloos
 Halb Poesie, halb Holzverkauf? /
 Ob treu sie sind – das frag' ich nicht,
 Wer fragt die Sterne denn nach Licht! /
 Allen fragt die Frau nur nach Licht!

Seinen lieben Freunden in
 Natteforth gewidmet von
 Dr Augustin Wibbelt.

Mehr 10. Nov. 1907.

Widmung Augustin Wibbelts in einem der ersten Exemplare von „De Pastor von Driebeck“, vom Verlag mit 1908 datiert, für die Familie Joly in Wulfen, Forsthaus Natteforth

Steht noch mein liebes Natteforth / An seinem alten trauten Ort? / Umfängt der Wald noch weich u. warm / Das stille Haus mit starkem Arm? / Springt noch die Liesel aus und ein, / Des Hauses lustger Sonnenschein? / Schafft immer noch mit treuem Sinn / Die gütige Gebieterin? / Ist noch des Freundes Lebenslauf / Halb Poesie, halb Holzverkauf? / Ob treu sie sind – das frag' ich nicht, / Wer fragt die Sterne denn nach Licht! / – Seinen lieben Freunden in / Natteforth gewidmet von / Dr Augustin Wibbelt. / Mehr 10. Nov. 1907.

kung des Propheten Elias auf „füerigem Wagen“²⁷, illustriert humoristisch den lautstarken Streit zwischen dem Küster Surmoos und der „Pastorsjuffer“ Annetrin. Das stilistische Vorspiel besteht darin, daß der Pfarrer – der alte, milde, mit dem Testamentum Joannis²⁸ charakterisierte Pastor von Driebeck – im Lehnstuhl sitzend („dat upgeslagene Breweer vör sick up’n Disk, still un bleek“) schmerzlos an Altersschwäche und Schlaganfall stirbt: das Schlußbild eines erfüllten Priesterlebens, dem das getreulich gelesene Brevier die spirituelle Hauptnahrung war.

In der Mitte des Bildes herrscht also eine Friedensstille, die den Tod mit umfaßt und in irenisch-idyllischer Darstellung bedeuten will, daß selbst dieser größte Schrecken christlich in eine letzte Harmonie aufgehoben werden kann. Um diese stille und ernste Mitte herum aber tobt das ungeweihte Kirchen(dienst)personal und trägt mit quasi-theologischen Formeln einen Machtkampf um das liturgische Beiwerk: den Altarschmuck, das Geradestellen der Kerzen etc. aus. Der Küster behauptet „als Mann“ seine sekundäre öffentliche Superiorität am Altar²⁹, indem er „die Frau“ ins (Pfarr-)Haus zu verbannen sucht: „von’t Altaor müssen Ji doch harunnerblieben, denn dat ist gieggende Schrift“.³⁰ Mit dieser ungenauen Anspielung wird auf „Laien“-Ebene jenes sakralisierte Verständnis des Kirchengebäudes³¹ reklamiert, dem die „Frau am Altar“, auch wenn sie nur Kerzen rückt (oder ministriert), volkspädagogisch in die Nähe der „Entweihung“ gerät: als handele es sich um irgendeine „Pollution“ (Befleckung), um Blasphemie, Suizid, Mord oder ähnliches.³² Alles dies wird freilich vom Autor sogleich in milde Beleuchtung gestellt: dergleichen gehört zur Tradition; das Katz- und Hund-Verhältnis von Küster und Pastorsjuffer ist „Gewohnheitsrecht“, der Streit also harmlosester kirchendienlicher Theaterdonner, ausgetragen vor klapprigen Theologiekulissen.

²⁷ 2 Kön 2,11. – Es wird die von Wibbelt gebrauchte, im Katholizismus seinerzeit übliche Vulgataform der Namen beibehalten.

²⁸ Das sogenannte Testamentum Joannis besteht in einem vom Kirchenvater Hieronymus in seinem Galaterkommentar überlieferten Satz: Filioli, diligite alterutrum / Kindlein, liebet einander! (Comm. in Ep. ad Gal. 6,10; Migne PL 26,462). – Vgl. den Artikel „Johannes der Apostel“ (Kaulen) in: Wetzer und Welte’s Kirchenlexikon. 2. Aufl. Band 6. Freiburg 1889, Sp. 1538. – Als Kurzformel des Christlichen fungiert „Das Testament Johannis“ schon in G.E. Lessings gleichnamiger Schrift von 1777.

²⁹ S. 16 wechselt der Küster ins Hochdeutsche und nennt sich zweideutig-klerusnah einen „Diener des Heiligtumes“. Spaßeshalber – aber nicht nur in diesem Sinn – sei hier der Würdigungsversuch der Würzburger Synode von 1975/76 zitiert: „Frauen, die einen Pfarrhaushalt führen, leisten einen kirchlichen Dienst; denn mit ihrer Sorge machen sie den Priester freier für seine pastoralen Aufgaben. Auch durch ihre Präsenz im Pfarrhaus dienen sie der Gemeinde. Ihre Aus- und Fortbildung, die soziale und kirchliche Stellung, ihre menschlichen und geistlichen Lebensbedingungen bedürfen der Verbesserung. Dabei ist das gewandelte gesellschaftliche Rollenverständnis der Frau zu berücksichtigen.“ (Gemeinsame Synode der Bistümer der BRD: Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg u. a. 1976, S. 622.)

³⁰ Ungenau dürften 1 Kor 15,33b–36 und 1 Tim 2,8–15 im Hintergrund stehen.

³¹ Also die umgangssprachliche Akzentuierung der Kirche als Bau, gegenüber der Kirche als Volk Gottes.

³² Vgl. den Artikel „Entweihung“ (Kreutzwald) in: Wetzer u. Welte’s Kirchenlexikon. 2. Aufl. Band 4, Sp. 640–642, mit der dazu gehörigen Kasuistik.

Der alte Pastor kann derweil in Frieden sterben und damit kompositionell Volk und Klerus der Region anlässlich der Beerdigung die Gelegenheit zu charakteristischen Auftritten geben. Auch in dieser Hinsicht bietet das 1. Kapitel ein Präludium: Die kirchliche „Obrigkeit“ auf mittlerer Ebene tritt auf, die aber – in der Weihe- und Jurisdiktionshierarchie – „keine eigentliche“ (S. 13) ist, in Gestalt des „Diäken“ (= Dechant).³³ Seine Bedeutung als *Oculus Episcopi* (als „Auge“, als Kontrollorgan des Bischofs, S. 13) wird sogleich dadurch ironisiert, daß er „in den Rubriken verkommt“ (S. 13). Will sagen: in der vorgeschriebenen Beerdigungsform: „Die Herde mit dem Gesicht zum Kreuz, der Hirt mit dem Gesicht zur Gemeinde“ (S. 13) – also: *face-à-peuple* und *nota bene* genau konträr zur damals üblichen Gottesdienstposition.³⁴ Der Sarg rotiert, ehe die „richtige“ – bei der Auferstehung der Toten kaum ins Gewicht fallende – Stellung für die Beerdigung erreicht ist. Man ahnt, daß ein neuer Pastor es in dieser als etwas „egen“ (S. 14) bekannten Gemeinde nicht leicht haben wird.

2. Exemplarische Elemente eines katholischen Genrebildes

Am Beispiel der Rubriken, das heißt: der rot gedruckten liturgischen Anweisungen vornehmlich priesterlichen Handelns und gemeindlichen Respondierens, wird schon im 2. Kapitel die Konfrontation von kirchlichem, nach 1900 zunehmend zentralistischem Recht und (Volks-)Brauch deutlich. Wieder ist der Küster, diesmal als Repräsentant der von Wibbelt durchaus kritisch gesehenen münsterländischen Hartköpfigkeit, der Vorkämpfer der Beharrung und Unbeweglichkeit der Gemeinde. Der Kaplan, als Pfarrverwalter ohnehin in schwacher Position, resigniert: ein Wetterleuchten späterer Zusammenstöße. Eine der seltenen politischen Anmerkungen fällt hier: Wer eine eigene Meinung hat, gilt – schauerliches Schimpfwort zu jener Zeit! – als Sozialdemokrat. Wenn dann der gut katholische „Sozi“, der Holskenmaker, behauptet: „Ick häff alltied no

³³ Artikel „Decan (Dechant)“ (Kaulen) in: Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. Band 3, Sp. 1430–32. Die Dekane „sind Pfarrer, welche entweder vom Bischof ernannt oder, was gewöhnlicher ist, von den Pfarrern der Decanate gewählt werden. Sie führen im Namen des Bischofs in ihrem Decanat die kirchliche Aufsicht über Geistliche und Laien, sowie über alle kirchlichen Gebäude und Einrichtungen, ohne jedoch eine Jurisdiction zu besitzen (daher *oculi episcopi* genannt).“ (Sp. 1431f.)

³⁴ Artikel „Begräbniß, kirchliches“ (Thalhofer) in: Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. Band 2, Sp. 189–200; Sp. 194f.: „Wie die Gläubigen im Gotteshaus (. . .) beim Gottesdienst nach Osten schauen, so wurden seit ältester Zeit auch deren Leichname (. . .) so situiert, daß ihr Angesicht nach der Region der aufgehenden Sonne gekehrt war, von wannen wir den Richter als *Oriens ex alto* erwarten (. . .). Erst aus ziemlich später Zeit stammt die Vorschrift, gemäß welcher die Leichen der Priester und Bischöfe zum Hinweis auf ihre nächste Beziehung zum Altare bei der Aussetzung der Kirche so zu legen sind, daß nicht ihre Füße, sondern ihr Haupt dem Altare näher, sohin ihr Angesicht nach Westen gerichtet ist (Rit. Roman.).“ – Die Formel, die dem Kaplan in den Mund gelegt ist, dürfte somit eine volkstümliche, dazu das Verhältnis von Hirt und Herde beleuchtende Anwendung der ursprünglichen liturgischen Motivation sein. Vorausgesetzt wäre ohnehin ein kirchlicher, auf das Kreuz ausgerichteter Friedhof: seit dem 19. Jahrhundert (Kulturkampf etc.) keine Regel mehr.

Zentrum wählt“, wird er vom Schulten, der bürgerlichen Respektperson, abgefertigt mit dem Satz: „Äs wenn dat en Bewies wör!“ (S. 19) Hier gewahrt man die intransigente Geschlossenheit des katholischen Milieus, dem zuletzt in aller Kampfstreue auch das Zentrum, weil nicht stramm monokonfessionell, verdächtig bleibt – mit Folgen bis weit hinein in die Weimarer Republik und darüber hinaus.³⁵

Im 3. Kapitel tritt die neue Pastorsmamsell (bis dahin nur Kaplansjungfer), Fräulein Therese, auf den Plan. In ihrem Verhalten spiegelt sich jener Ehrgeiz, den bei Klerikern auch nur zu benennen, schon ein katholisches Tabu verletzt. Ehrgeiz, wiewohl natürlich höchst wirksam in der gesamten Hierarchie, galt (und gilt?) als ungeistlich; man kennt die ritualisierte Demutsgeste (Domine, non sum dignus . . .) insbesondere von Papstwahlen. „Sind *wir* Pastor geworden?“ (S. 22) – die Frage des Fräuleins Therese an ihren Bruder wirkt so drastisch wie realistisch, wenngleich ihr milde gewehrt werden muß. Die Schwester des neuen Driebeckers ist die handfeste Kehrseite der Zölibatsmedaille und agiert volksnah-kämpferisch (S. 24ff.) – im Gegensatz zu ihrem Bruder, dem neuen Pastor der kleinen Landgemeinde von 600 „Seelen“.

Wer und wie ist nun dieser neue, allmählich ins Bild tretende Pastor von Driebeck? Dem Schulten des Dorfes ist er – immer wieder wird es gesagt – „unheimlich“ (S. 29, 43, 54, 79), weil er *nicht* seine Interessen wahrnimmt, nicht auf einer Renovierung des Pfarrhauses, der „Pastraot“, besteht. Das bedeutet aber: Der Neue wirkt zu geistlich (!) und darin „eigensinnig“ (S. 54), also nicht volkstümlich. Das sich in Komitees organisierende Kirchenvolk (Kapitel 4) präpariert den „grauten Dag“ (Kapitel 5) der Einführung des Pfarrers. An dieser Stelle wird erstmals der später so unheilvolle „Tabernakel met de Mechanik“ (S. 35) als miraculöse Gemeindespezialität erwähnt. Im Kontext des Romans wirkt das von Wibbelt selbst in Mehr erlebte Abbrechen des Kirchenschlüssels³⁶ doch wie ein erstes Symbol des Scheiterns (soll hier nicht an Mt 16,19 gedacht werden?). An manchen Details wird gleichwohl ersichtlich, daß der Pastor von Driebeck keineswegs als eine Art Selbstportrait Wibbelts interpretiert werden darf: der kleine Pastor von Hollingen, geistlich und populär zugleich, dürfte beispielsweise Wibbelts Herzen und Ideal wohl näherstehen. Der Hollinger wird geradezu kirchenamtlich, nämlich durch den Dekan, als Exempel eines gesunden Klerus gepriesen – gesund „mitten in der Kulturkrankheit unserer Zeit“ (S. 43), also programmatisch unberührt von der Zeitgenossenschaft, kartenspielend, rauchend, mit einer Neigung zur Landwirtschaft – und zu Spirituosen. Alles Eigenschaften, die dem intellektuellen, zugleich humorloseren Driebecker abgehen: „Ick segg, et is en unheimlicken Mensken“ (S. 43). „Seelsorge, Gebet und Studium“ (S. 42), sie reichen nicht zu für einen Landpfarrer?! – sie verbreiten, einseitig betrieben, offenbar Unheimlichkeit in der katholischen Normalität der Volkskirche.

³⁵ Auch die dazugehörige latente Aversion gegenüber der Theologie meldet sich hier, um das Bild zu komplettieren: „je gelährter, desto verkährter“ (S. 19).

³⁶ A. Wibbelt: Der versunkene Garten, S. 248.

So beginnen sich dann „Schatten“ (Kapitel 6) auszubreiten – sie können hier in theologischer Perspektive nur auswählend angesprochen werden. Erneut und nun als liturgisches Skandalon tritt der ungewöhnliche Tabernakel vor Augen: möglicherweise vom Autor als Symbol einer widersprüchlichen Pseudo-Modernität aufgefaßt? Ein „Drehtabernakel mit Mechanik“ (S. 49)³⁷, das heißt: Der Zelebrant konnte von den Altarstufen aus (!) mit Knopfdruck und „met ne Fiäder“ bewirken, daß das in der Monstranz verwahrte Sanctissimum (will sagen: die für die seit dem Mittelalter gepflegte Anbetungsfrömmigkeit konsekrierte große Hostie) sich nach vorn drehte, sich enthüllte und „twee kleine Engelkes“ (S. 49) sich zeigten, die – den Dienst der Ministranten ersetzend – mechanisch „met kleine sülwerne Klöckskes anföngen to schellen“ (S. 49). Eine populäre liturgische Unsäglichkeit, als Symbol des katholischen 19. Jahrhunderts freilich nicht übel gewählt: als monströser Kentaur aus Mittelalter und neuzeitlicher Mechanik. Des Pastors spontane Reaktion: „Unfug“ und „unwürdige Komödie“ (S. 49) kollidiert mit dem theologisch nicht angekränkelten Volksempfinden und führt im 14. Kapitel zu einem schweren Konflikt mit der auf ihr gestiftetes Wunderwerk stolzen und darin absolut sturen Gemeinde. Allerdings fällt auf, daß auch dort die Kritik theologisch nicht vertieft wird. „Dies Aufspringen der Türe und dies Vorrücken der Monstranz ist theatralisch, es entspricht nicht dem heiligen Ernste des Gottesdienstes“ (S. 141) – so der Pastor mit einem Geschmacksargument, das als solches in diesem Kontext, auch abgesehen von der Hartnäckigkeit des Kirchenvorstands, nicht überzeugend wirkt. Anbetungsfrömmigkeit galt eben auch in eigenartigen Formen als spezifisch „katholisch“ – man vergleiche nur den (bislang nicht ausreichend analysierten) Funktionswandel der Fronleichnamsprozession hin zum Demonstrativen. Ferner bemerkt man, daß die liturgische Bewegung mit ihrer Sensibilisierung für die Dimensionen der gottesdienstlichen Feier noch weit entfernt ist. Selbst der (relativ) „gelehrte“ Driebecker (S. 58) weiß hier theologisch nichts Sachlicheres vorzubringen.

3. Kleriker

Die Darstellung der „Herren Konfratres“³⁸ im weiteren Gang des Buches folgt in gewisser Analogie dem Prinzip, wie bei der bunten Parade volkstümlicher Figuren um die ernste Mitte herum – den Pastor von Driebeck –, Klerikertypen in Aktion zu zeigen. Dies jedoch, wie ein Überblick erweist, in lockerer Folge. Die eigentliche Doppelhandlung spielt in Driebeck selbst: einmal im Verhältnis von Pastor und Gemeinde, zuerst positiv (bis Kapitel 11: „Up de Höchte“), dann

³⁷ Vgl. dazu: „Mein Heiligtum“, S. 62, wo der Tabernakel der Heimatpfarre „im Renaissance-Stil“ gepriesen wird; ebenso „Der versunkene Garten“, S. 104, wo sogar lobend ein „Drehtabernakel“ erwähnt wird, wohl von etwas weniger mechanischer Art.

³⁸ So der Titel des entsprechenden Kapitels im Erinnerungsbuch „Der versunkene Garten“, S. 266 ff. Dieses Kapitel ist auf einen gewissen Ausgleich bedacht: hier findet man die „Entschuldigung“ für die etwas karikierende Darstellung der „Pastors-Mamsell“ (S. 267), hier auch ein Plädoyer für den ganzen Kleriker-Stand, den Wibbelt eine „Apologie des Christentums“ (S. 268) nennt.

konflikthaft; zum anderen in der Liebesgeschichte von Wilm, dem Schultensohn, und Söffken, deren Krisenpotential in einem innerdörflichen „Rangunterschied“ (S. 89) besteht und bei dessen Entschärfung sich der unglückliche Pastor, dem die Fäden beider Stränge sich verwirren, zuletzt zwischen alle Stühle setzt. Der Reigen der Konfratres wirkt ökonomisch eingefügt in diese beiden Hauptlinien, um das klerikale Element nicht überwiegen zu lassen. Kapitel 7 wird den „Naohbers“ gewidmet, im 8. Kapitel erfährt „dat Pastörken von Hollingen“ eine besondere Hervorhebung. In diesem sympathischen und dem humorvollen Duktus am nächsten stehenden Exemplar finden sich am ehesten individuelle Züge. Im 13. Kapitel folgt ein Diskurs über das heikle Thema „Reform“; das 15. Kapitel bringt die Vorladung des Driebeckers in die „kirchenfürstliche“ Dekanie, das 18. Kapitel eine Pastoralkonferenz im Haus des Pfarrers von Düsterloh. Wie Irrlichter geistern in diesem geschlossenen Kreis zwei klerikale Randfiguren: ein „sozialer Kaplan“ (Kapitel 17) und ein im damaligen volksmissionarischen Stil Abstinenz predigender Kapuzinerpater Raimundus (Kapitel 19). Folgenlos aber verschwinden diese beiden Gäste, so als gebe es im Münsterland die katholische Welt-Kirche mitsamt Papst und Bischöfen, dazu überdies den deutschen Katholizismus mit allen seinen Problemen nur als Phantom; real wirkt einzig der Horizont des Dekanats.

Wie der Pastor von Driebeck, dessen bürgerlicher Name dem Leser verborgen bleibt (auch aus der Anrede der Schwester geht er nicht hervor), werden alle Konfratres benannt nach ihren Gemeinden: nur S. 183 figuriert ein wohl mit Spitznamen bezeichneter rundlicher „Pylades“, dem aber sein Orest abgeht. Im wesentlichen also Landpastoren alle miteinander, deren gemeinsame Basis der fraglos volkskirchliche und -pädagogische Standpunkt ist. Unterschiede werden vornehmlich im Modus der Volkspädagogik und – verbunden damit – in der Sprache manifest, äußerst selten werden sie theologisch motiviert. Da sieht man im 7. Kapitel den mit 80 Jahren ältesten Pastorenpatriarchen von Büssum: nachsichtig und gütig seinen braven „Untertanen“ (S. 56) zugewandt und theologisch – wenn man überhaupt so fragen darf! – auf dem Punkt einer typisch katholischen, Wibbelts Naturenthusiasmus nahestehenden reinen Schöpfungstheologie. Das Brevier und „de schöne herrlicke Guottswelt“ (S. 55) genügen als spirituelle Nahrung, „fern von den Versuchungen der Stadt“ (S. 56). Ein gewisser theologischer Aufwand wird noch am ehesten getrieben zur Charakterisierung des Pastors jener Gemeinde, die den beziehungsreichen Namen Düsterloh trägt: ein krankhafter Typus, in dem das von einem Übermaß asketischer Literatur (vgl. S. 58) angefachte dunkle Feuer der satanologischen Fixierung brennt. Mit entschiedener Distanzierung führt Wibbelts plastische Schilderung diesen dem Verfasser so fern wie möglich stehenden, skrupulösen Asketen ein (S. 58ff.), dessen Seelsorge in bekannter Weise das Wirken des Teufels vor Augen führt. Als Muster humoristischer Darstellung kann die Einführung des Düsterlohers gelten: flackernden Auges apostrophiert er nicht ohne Ressentiment den Driebecker als „gelehrten Herrn“, reibt sich aber spontan die Hände, als der alte Büssumer ein Kartenspiel zu dritt vorschlägt (der Driebecker muß un-volkstümlich passen) – bis ihm einfällt, daß er gerade auf dem Weg war (bewahrt durch des Driebeckers

Insuffizienz), sich mit des Teufels Gebetbuch einzulassen. Darin wiederum erscheint sogar der Dusterloher in Grenzen populär – wie denn eine gewisse Form der markerschütternden Schreckenspredigt nicht unbeliebt war im Katholizismus weitgedehnter Epochen. Der Autor Wibbelt braucht den Dusterloher als dunkle Folie, – am Ende aber transportiert er ihn kurzerhand in eine Therapie (Kapitel 20), womit gleichzeitig das Krankhafte individualisiert und ekklesial entschärft wird.

Dies als kleines Exempel: Zur Komplettierung fehlt dann nur noch der bereits genannte Hollinger, der mit Bewußtsein als halber Bauer allen alles zu werden versucht (vgl. 1 Kor 9,22), dem die humorvolle Lebensnähe des Landpfarrers glückt, der, gerade weil er leugnet, ein „Normalmensch“ zu sein (S. 73), als der Gesündeste wirkt und der daher gegen Ende hin das rechte Wort finden darf, um die verfahrenre Liebesgeschichte auf einen hoffnungsvollen Weg zu bringen. Im Hollinger verkörpert sich für Wibbelt der gelungene Landpastor in zufriedener Selbstbeschränkung, dem gegenüber dann der Driebecker als problematisch intellektuell vorgeführt wird.

Ist es also die katholische Normalität vor dem ersten Weltkrieg – nicht tangiert von der Moderne, denkbar nur in kompletter Abgeschlossenheit und scheinbar ihrer gesellschaftlichen Ortsdefinition sehr sicher –, die durch den Hollinger an den Pastor von Driebeck die skeptische Frage richtet: „Sag mal, bist du ein Reformier?“ (S. 128)? Der Anlaß zu dieser Frage – die ländlichen Wirren um einen 4. und (natürlich liturgisch deplazierten, münsterländischen Starrsinn symbolisierenden) 5. Evangelienaltar bei der Fronleichnamsprozession – braucht hier nicht erläutert zu werden. Interessanter ist, daß sie zureichen, beim kirchlichen „Aufsichtsorgan“, dem Oculus Episcopi, ein Stirnrunzeln zu verursachen und andeutungsweise den durchaus ehrenrührigen Verdacht zu nähren, der Driebecker könne ein unentdeckter „Reformier“ sein. Ein heikles Stichwort ist damit gefallen, das zugleich auf eine verborgene Spannung in Wibbelts Buch hindeutet: Bedarf denn eigentlich der hier so volksnah und intakt dargebotene Land-Katholizismus irgendeiner „Reform“ – und liefere eine Verneinung dieser Frage nicht andererseits auf eine notwendig eskalierende, aufs nostalgische Idyll fixierte und theologiefeindliche Horizontverengung hinaus? Schärfer und einfacher gefragt: Ist Wibbelts Poesie kirchlich reaktionär?

4. Volksfrömmigkeit und freie Ansichten

Es liegt auf der Hand, daß in einem plattdeutschen Klerusroman zur Frage der „Reform“ kein theologischer Traktat zu erwarten ist. Immerhin nimmt das Zwiegespräch Hollinger – Driebecker im 13. Kapitel durchaus prinzipielle Züge an, ohne daß in beiden Figuren die Position des Erzählers dingfest zu machen wäre; sie deutet sich eher im Hintergrund des Dialogs an, ohne zu einer Eindeutigkeit zu gelangen. Sie dürfte ohnehin hauptsächlich praktischer Natur sein. Wibbelts Schrifttum liefert auch in dieser Hinsicht nur vorsichtige Hinweise.

Für den Theologen interessant an dem Klerikergespräch unter vier Augen ist der Befund, daß dem Sympathieträger, dem „Pastörken von Hollingen“, durchaus auch würdige Worte in den Mund gelegt werden (hochdeutsch natürlich, denn das Thema ist plattdeutsch wohl nicht zu debattieren). Der Hollinger sieht Reformen „in unseren Reihen“ – also der Kleriker – und nennt sie „Nörgler und Stänker, die alles anders haben wollen – und die jedenfalls in vielen Stücken recht haben“ (S. 128). Bezeichnend an des Hollingers überraschendem Plädoyer wirkt, daß ihm die „Reformer“ als „Sekte“ erscheinen, als festgefügte Gruppe also. Das ist im Grunde die – historisch unhaltbare – Perspektive der antimodernistischen Enzyklika „Pascendi dominici gregis“ vom 8. September 1907³⁹, welche die „modernistae“ als Gruppe behandelt, gar als „omnium haereseon collectum“⁴⁰, und ihre Thesen als zu verurteilendes System (vgl. das Dekret des Hl. Offiziums „Lamentabili“ vom 3. Juli 1907).⁴¹ Auch der in Deutschland üblich gewordene Begriff „Reformkatholizismus“ legt einen gruppenähnlichen Zusammenhalt nahe: gängige Vorstellungen, die aber einer genauen Nachprüfung nicht standhalten. Wibbelts Memoirenbuch gibt den Hinweis, daß er als Kaplan in Duisburg und Präses des KKV (Katholischer Kaufmännischer Verein) Vorträge von „Notabilitäten“ (S. 229) zu organisieren hatte, eine bunte Palette, auf der auch der 1906 gestorbene Würzburger Apologetikprofessor Herman Schell figuriert⁴²: ein kirchentreuer Theologe, der den deutschen Katholizismus vor dem üblen Ruf der Kulturfeindschaft und des Banausentums zu schützen trachtete und ihn dabei für „fortschrittlicher“ hielt, als er war.⁴³

Zurück zu Wibbelts Roman: Das Urteil des Hollingers geht kurz gesagt dahin, daß er einerseits die mutige Offenheit der „Reformer“ würdigt, andererseits jedoch deren Ideen mißbilligt: „die laufen alle aufs Moderne hinaus – Aussöhnung mit der Kultur“ (S. 129), unter Anspielung auf den berühmt-berüchtigten 80. (Schluß-)Satz des „Syllabus errorum“ von 1864, der als das Manifest

³⁹ Siehe Anmerkung 26. Die wesentlichen Auszüge in: Denzinger/Hünemann, *Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum*. Ed. 37. Freiburg 1991, Nr. 3475–3500.

⁴⁰ Also eine „Ansammlung aller Häresien“; zitiert nach: Henrici Denzinger *Enchiridion symbolorum* . . . Ed. 31. Freiburg 1957, Nr. 2105.

⁴¹ Denzinger/Hünemann (wie Anm. 39), Nr. 3401–3466.

⁴² Zu den „Notabilitäten“ vgl. auch Wilhelm Spael: *Das katholische Deutschland im 20. Jahrhundert*. Würzburg 1964. – Zu Martin Spahn vgl. Christoph Weber, *Der „Fall Spahn“* (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert. Rom 1980. – Der Kommentator R. Schepper erwähnt („Der versunkene Garten“, S. 230, Anmerkung 14) nicht, daß Martin Spahn nach 1933 als Reichstagsabgeordneter schließlich bei den Nationalsozialisten landete.

⁴³ Hierher gehört auch die Schrift von Herman Schell: *Die neue Zeit und der alte Glaube*. Eine kulturgeschichtliche Studie. Würzburg 1898.

katholischer Kulturfeindschaft galt.⁴⁴ Der Driebecker hinwiederum zeigt sich den „Ideen und Vorschlägen“ der „Reformer“ zugeneigt – aber dafür mißfällt ihm deren „Art und Weise“ (S. 129). Die moderne Kultur dünkt ihn vielgestaltig, er plädiert für das „Distinguieren“ – eine intellektuelle Unterscheidungsbemühung also, die im (auf autoritative Lösungen bedachten) Volkskatholizismus sich nicht eben großer Beliebtheit erfreut. Aktuell-humoristisch (aber nicht nur humoristisch!) exemplifiziert sich die Kontroverse an der Santa Casa von Loreto: der Hollinger beklagt, selbst den Jesuiten sei nicht mehr zu trauen. „Da soll ja ein Jesuit bewiesen haben – was man so beweisen nennt –, daß das heilige Haus von Loretto (sic!) nicht echt sei.“⁴⁵ Da nun der Pastor von Driebeck zu erkennen gibt, daß er diese Zweifel an dem 1291/94 durch Engelsfracht über Dalmatien nach Italien transferierten Hause teilt, ist ein Schibboleth der damaligen Volksfrömmigkeit ausgesprochen.⁴⁶ Und die Frage ist gestellt, wie denn nun angesichts der frommen Traditionsbestände mittelalterlicher Reliquienverehrung mit dem gläubigen Volk umzugehen sei. In dieser Frage verbirgt sich im Grunde die seit Jahrhunderten ungelöste und viel fundamentalere nach der ernstlichen Zeitgenos-

⁴⁴ Im 80. Satz des Syllabus errorum wurde als Irrtum verurteilt: „Der Römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Kultur versöhnen und anfreunden“ (Denzinger/Hünemann [wie Anm. 39], Nr. 2980). Wie immer dieser Satz bei genauester theologischer Interpretation zu verstehen sein mochte, gelesen wurde er als pointierte Generalabsage an die moderne Kultur.

⁴⁵ Schon der Artikel „Loreto“ (Neher) im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, 2. Aufl., Band 8. Sp. 145–152, zieht sich auf eine vorsichtige lateinische Formel zurück: „Ut pie creditur et fama est...“ (Sp. 145). Über die fromme Verehrung der Santa Casa, die nach dem Fiasko der Kreuzzüge eine gefährliche und aufwendige Orientreise ersetzen konnte, ist hier nicht zu rechten. Eine volkstümliche Fama ist theologisch natürlich weit von jedem Dogma entfernt. Ihre Analyse gerät gleichwohl in den Epochen der defensiven Geschlossenheit rasch in den Geruch eines destruktiven Verfahrens. – Als Beispiel dafür fungiert in Wibbelts Darstellung (aus dem Munde des Hollingers) ein Jesuit, der „bewiesen“ haben soll, „daß das heilige Haus in Loretto (sic!) nicht echt sei“ (S. 130). Bei diesem Bösewicht dürfte es sich nach meiner Vermutung um Stephan Beissel S.J. handeln, der 1906 – also in zeitlicher Nachbarschaft zum „Pastor von Driebeck“ – in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (Band 71, S. 361–376) einen Aufsatz mit dem Titel „Die Wallfahrt nach Loreto“ publizierte. Er referiert dort zustimmend die Resultate einer französischen Untersuchung: Ulysse Chevalier, Notre-Dame de Loretto. Paris 1906. – Mit den Mitteln der Quellenkritik und dem schlichten Aufweis, daß ein solches Haus in Nazareth nicht gestanden hat (die Schlüssigkeit erscheint auch auf diesem Wege hinreichend), ist die Fama in der Tat destruiert, wobei Beissel sich in eher konservativer Weise bemüht, fern von jeder Bilderstürmerei den sinnvollen Kern einer traditionellen Marienverehrung an bestimmten Orten (für den, der diese Form wünscht) festzuhalten. – Was also – diese Frage sei dem heutigen Theologen gestattet – könnte dabei „zum Teufel“ gehen? Im Grunde ein längst zum historischen Positivismus abgesunkener Sekuritätswille, dem die spezifische Geschichtlichkeit des christlichen Glaubens entfremdet ist und der dann (aktuell) sogar lieber in der „symbolischen“ Interpretation eine letzte desperate Möglichkeit sieht, den katholischen „Kosmos“ zu erhalten und der theologischen Analyse aus dem Wege zu gehen.

⁴⁶ Wie wenig ein Beitrag wie der von Beissel das Problem „erledigt“ hatte, zeigt u. a. das Faktum, daß es nach dem 1. Weltkrieg erneut – natürlich von einem Jesuiten – aufgegriffen werden mußte: Joseph Braun S.J.: Die Loretofrage. In: Stimmen der Zeit 103 (1922), S. 429–448. Braun stützt sich wiederum auf eine Monographie: Georg Hüffer: Loreto. Eine geschichtskritische Untersuchung des heiligen Hauses. 2 Bände. Münster 1913–1921. – Das Fazit bleibt dasselbe.

senschaft der katholischen Kirche, nach der Alternative von kritischer Offenheit und konservierender Abschießung.⁴⁷ Der Hollinger fürchtet den Schaden für den Glauben des Volkes; also muß, auch wenn er für sich weiß, daß hier das Dogma nicht berührt ist, dem Volk zuliebe gegen gewisse Theologen polemisiert werden: „Ärgernis spielt für die Herren keine Rolle, Wissenschaft hoch, wenn auch alles übrige zum Deibel geht“ (S. 130). Der Driebecker hingegen muß mit seiner Replik (nachdem er sich vergewissert hat, daß das Fenster zu ist!) doch in die Nähe der „Reformer“ geraten: „Gewiß muß auf das gläubige Volk die nötige Rücksicht genommen werden, aber die Leute sollten so gut unterrichtet sein, daß sie an solchen Entdeckungen keinen Anstoß nehmen“ (S. 130). Man spürt unmittelbar die Signatur der Epoche, wenn der Hollinger seinen Konfrater warnt, solche „sogenannten freien Ansichten“ (S. 130) vor den Mitklerikern laut werden zu lassen. Er selbst wisse, „daß es noch lange keine Ketzereien sind und auch kein Zeugnis von unfrommer Gesinnung! (. . .) Den alten Büsser würdest du mit jedem Wort gegen Loretto ins Herz treffen, und der Dusterloher würde den Exorzismus über dich aussprechen“ (S. 130). Wie um des Driebeckers authentische Frömmigkeit zu demonstrieren, läßt Wibbelt das Kapitel mit einem bewegenden Versehgang zu einem sterbenden Kind und der Versöhnung mit dem Küster ausklingen. Für einen Augenblick wurde etwas sichtbar von den Problemen der katholischen Volkspädagogik und Volkskirche; nun folgt das versöhnliche und erbauliche Ende. Aber nur in diesem Kapitel; der weitere Gang des Geschehens führt in ein immer tieferes Scheitern der „reformerischen“ Bemühung des Pastors von Driebeck.

5. Volkstümlichkeit als katholisches Programm

Die Linien des weiteren Geschehens können nun nur noch kurz im Blick auf den Klerus nachgezeichnet, nicht aber ausführlich kommentiert werden. Im 14. Kapitel kommt in der Sitzung des Kirchenvorstands der Tabernakel-Konflikt zum vollen Ausbruch: Der Pastor taktiert unglücklich und ungeduldig, das Argument der Dezenz verfängt nicht; nur der Schulte steht noch auf der Seite des Pastors, aber auch dies nur, weil er ihn als Heiratsverhinderer zu brauchen meint. Zuletzt wendet sich die ganze Gemeinde gegen den Pastor und schwingt sich zu einem (unterzeichneten) Beschwerdebrief an den Dekan auf. Der Hollinger rät um der Autorität willen zum Durchhalten. Der Küster als vermeintlicher Semi-Kleriker verkündet im Wirtshaus den über-klerikalen Satz: „Laien häfft in Guotts Kiärke nicks to seggen“ (S. 151). Vom Dekan ergeht eine Vorladung, denn die Kirchenleitung sieht dergleichen Turbulenz apriori nicht gern. Das 15. Kapitel »In de Diäkenie« führt den Driebecker in einer sehr eindrucksvollen Darstellung

⁴⁷ Wie aktuell dergleichen werden kann, mag sich auch daran zeigen, daß eine der ersten Reisen eines Papstes im 20. Jahrhundert (nach der selbstverfügten „Gefangenschaft im Vatikan“ seit 1870), nämlich die Ausfahrt des Konzilspapstes Johannes XXIII. am 4. Oktober 1962, nach Loreto und Assisi führte. (Vgl. Peter Hebblethwaite: Johannes XXIII. Das Leben des Angelo Roncalli. Zürich, Einsiedeln, Köln 1986, S. 538).

in die gutsherrliche Sphäre der größeren Pfründe: Der Humor liegt in der Abspiegelung des bekannten Musters auf „höherer“ Ebene. Die Hunde bellen würdevoll; die Schwester des Dekans, die den Spitznamen „Generalvikar“ trägt, spricht und bewegt sich kirchlich leise und bildet physiognomisch den obrigkeitlichen Zug ihres Bruders nach. Die Räumlichkeiten konstituieren vollkommen eine prälatenhaft würdevolle Region, nicht ohne den unvermeidlichen Zigarrendunst. Und mitten darin der Dechant mit der kühlen (Schein-)Freundlichkeit des Vorgesetzten. Gesprächsweise präsentiert er sich zunächst in quasi-militärischer Terminologie als gestählt durch den Kulturkampf, in dessen Gefolge die Kirche höchst abwehrbereit sein müsse: nach außen zur Behauptung katholischer Essentials (Konfessionsschule, Religionsunterricht, Familie, Moral etc.), nach innen zur Erhaltung jener Geschlossenheit, die durch „subversive Tendenzen“ – die Reformer – im eigenen Lager leichtfertig in Frage gestellt werde: „Die Kirche soll sich der Kulturkrankheit anpassen – eine lächerliche Zumutung! Schließlich soll sich der Herrgott den Menschen anpassen –!“ (S. 157).

An dieser Stelle läßt Wibbelt seinen Driebecker nun etwas in solchen Sphären höchst Ungeliebtes tun; er läßt ihn mitten in die kirchenamtliche Taktikreflexion hinein eine ernstliche theologische Frage stellen: „Hat er das nicht getan, als der Sohn Gottes Mensch wurde?“ (S. 157) – „Aber, Herr Konfrater“, so der Dechant indigniert, „das kann man doch kein Anpassen, kein Akkommodieren“⁴⁸ nennen. Er ist herniedergestiegen zu uns, indem er unsere Natur annahm.“ Diese chaledonische Formel stachelt den Driebecker erst recht zu einem Bekenntnis: „Das scheint mir die innigste Anpassung zu sein, die denkbar ist (. . .). Von einem Anpassen, das gleichbedeutend ist mit Preisgeben von Wahrheitsselementen und Sittlichkeitsforderungen, davon ist keine Rede. Darüber freilich kann Meinungsverschiedenheit bestehen, was zum bleibenden Gehalt gehört und was veränderliche Form ist, und weiterhin, inwiefern der Gehalt selber evolutionsfähig ist“ (S. 157). – „Evolution!“ ruft der entsetzte Dechant, „das ist ja der Götze der modernen Wissenschaft. (. . .) Selbst auf Dogma und Moral will man diese Idee anwenden und so auch das Göttliche in den ewigen Fluß der Dinge hineinziehen (. . .)“ (S. 157). Hinter diesem amtlichen Erschrecken steht jene apologetische Position des Katholizismus, die sich die Identität der Glaubenslehre nur vorstellen kann in Form des statischen Besitzes einer zeitenthobenen Wahrheit und die darum auf die historische Forschung, speziell die mit dem Namen Adolf von Harnack verknüpfte Dogmengeschichte, aversiv und defensiv reagierte.⁴⁹ Andererseits ist der Begriff der theologischen „Evolution“ damals wie heute theologisch umstritten – er spiegelt in der Tat den Optimismus mancher Theologen jener Zeit wider, „der Kirche die dominierende Stellung im Geistesleben wieder-

⁴⁸ Zu diesem negativ aufgeladenen Begriff vgl. den Artikel „Akkommodation“ von Th. Ohm. In: Handbuch theologischer Grundbegriffe, hrsg. von Heinrich Fries. Ergänzte Ausgabe. München 1970. Band 1, S. 47–53.

⁴⁹ Als Beispiel einer sachlichen Würdigung einer der letzten Aufsätze von Herman Schell: Die Gotteskräfte des Christentums. Complexio oppositorum oder Sprachenfülle des Pfingstfestes? In: Hochland 3 (1906), S. 257–280.

(zu)erobern“ und den „unseligen Konflikt (...) zwischen wissenschaftlicher Überzeugung und kirchlichem Glauben“ zu lösen (S. 158). Die bruske Erwiderung des Dechanten: „Das müssen schlechtunterrichtete Katholiken sein, denn dieser Konflikt existiert nicht“, gibt zwar eine katholische Grundüberzeugung wieder, die das 1. Vatikanische Konzil erneut proklamiert hatte⁵⁰, dokumentiert aber andererseits jene realitätsferne Unberührtheit der Kirchenleitung, die die faktischen Probleme der Zeitgenossenschaft gern formelhaft überspielt.⁵¹ Der Driebecker ist mit seinen Stellungnahmen, die in der Tat sich wohl einer „reformerischen Sprache“ bedienen, in ein Zwielficht geraten: noch einmal beweist sich, wie problematisch Wibbelts „Pastor von Driebeck“ im Kontext der lehramtlichen Dokumente des Jahres 1907 lokalisiert ist und wie eilig die Publikation wohl gewesen sein muß. Vielleicht bewahrte gar die plattdeutsche Sprache Wibbelt vor amtlichem Unwillen?

Zum Tabernakelkonflikt empfiehlt der Dechant Ruhe und Nachgiebigkeit: auf der ästhetischen Ebene – der Dechant liest als gebildeter Mann den „Kunstwart“ des Publizisten Avenarius – schließt die Kirchenleitung Kompromisse mit dem künstlerisch Fragwürdigen: „Was kümmert uns das, Konfrater? So etwas ist volkstümlich, und wir müssen die Volksseele mit allen Fäden an unsere Sache knüpfen. (...) Also ich rate Ihnen, söhnen Sie sich aus mit – der Mechanik!“ (S. 160f.) Und wie zur Illustration dieser katholischen Einstellung gewahrt der Driebecker beim Verlassen der Dechanei in deren Garten eine wahrlich volkstümlich-kitschige Lourdesgrotte: „dat Beld löchtede witt ut de dunkle Grotte harut, un dovör lagg en hiätförmig Bettken vull Immergrön“ (S. 161).

6. Ein Dilemma als Fazit?

In Driebeck nimmt der Tabernakelkampf seinen Lauf: Die Gemeinde entwickelt ihre eigene „Volkstheologie“ mit geraunten Omina (der mißglückte Versehgang), unpassenden Schriftzitaten (S. 165) und anonymen Briefen. Der Pastor selbst wäre kein Westfale, wenn er nicht nach allen mißglückten Versuchen der „Aufklärung“ seinen Kopf durchsetzte: Am Ende des 16. Kapitels ist der neue Tabernakel installiert. Aber das Verhältnis Pfarrer – Gemeinde ist von diesem Punkt an heillos ruiniert: Der Versuch einer Vereinsgründung („Burschenbund“) wirkt als desperates Ablenkungsmanöver, die erprobten katholischen Mittel funktionieren nicht, das Organisationscredo des „sozialen Kaplans“ erscheint deplaziert (S. 173). Am Ende resultiert aus dem „Burschenbund“ das Desaster eines Saufklubs – klarer kann der Fehlschlag nicht hervortreten. Und dann wird

⁵⁰ Denzinger/Hünemann (wie Anm. 39), Nr. 3017: „Aber auch wenn der Glaube über der Vernunft steht, so kann es doch niemals eine wahre Unstimmigkeit (vera dissensio) zwischen Glauben und Vernunft geben ...“.

⁵¹ Will theologisch sagen: die Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Erkenntnis und christlichem Glauben ist in einem (auch selbstkritischen) Diskurs von beiden Seiten her zu bewahrheiten, als Prozeß, nicht als statischer Besitz.

eine Pastoralkonferenz⁵² ausgerechnet nach Dusterloh einberufen, dessen Pastor einen ekstatischen Vortrag über den Alkohol als Volksgift und Teufelswerkzeug hält – mehrfach unterbrochen durch witzige Bemerkungen der durchaus dem Wein gewogenen Konfratres. So unerntet die Sitzung verläuft, es wirkt schließlich doch wie ein zusätzliches Krisensymptom, daß der Driebecker sich auf das Abstinenzprogramm des Dusterlohs einläßt: Die Kapuzinerpredigt des 19. Kapitels ist damit eingeleitet und zugleich auch deren peinlicher Fehlschlag. Brückierung und Boykott der Gemeinde wider den Pastor und den Pater, die sogar den mäßigen Alkoholgenuß unpopulär bekämpfen, dokumentieren das ganze Fiasko: Aus der Wirtschaft dringt das Johlen der Saufkompanie – und der Pastor liegt zerschlagen auf den Altarstufen (S. 203). – Nach katholischen Maßstäben bleibt für Kleriker jetzt nur noch das Versetzungsgesuch, nicht gerade ein Ehrentitel in der Personalakte, aber auch keine Tragödie. Gravierender erscheint, wie Wibbelt im 21. Kapitel seinen Pastor sich selbst desavouieren läßt: „He was nich verbittert, owwer he gaff’t up – ratz gaff he’t up“ (S. 221). Der Pastor exekutiert eine Selbstkritik, die völlig überzogen vorkommt: Er mißbilligt nun gerade das, worin er – Volkspädagogik hin oder her – im Recht war, nämlich die Abschaffung des monströsen Tabernakels. Und er mischt sich im unguten Sinn noch einmal in die Liebesgeschichte ein, indem er nun gegen eine Heirat votiert, die durch den Hollinger sich schon auf gutem Wege befand (Kapitel 20). Ein Bild der fragwürdigsten Resignation: „mir will nichts gelingen“ (S. 226). Soll hier die Unbesiegbarkeit und Unbelehrbarkeit des hartköpfigen Land-Milieus an einem fallierenden Kleriker demonstriert werden? Mit dem Wort des Hollingers: „Gerade up’n Lanne mott man sick in acht niehmen, dat man nich den Pott kaputt smitt. Is he enmol kaputt, dann mäck em kin Mensk wier heel“ (S. 229)? Ist also dem Autor sein Werk unter einem gewissen Systemzwang, der mehr als gedacht von der inneren Krise jenes vermeintlich intakten Katholizismus preisgibt, in der Person des Pastors von Driebeck aus den Händen geglitten?

Gerade das alle Konflikte beilegende, auf einen allseits glücklichen Ausgang zusteuernde Schlußkapitel könnte als Beleg für diese Vermutung fungieren. Denn durch einen wahrhaft seltsamen Auftritt wird hier recht gewaltsam eine Wende von akzidenteller Art herbeigeführt. Wibbelt läßt den desperaten Pastor mit der Absicht in ein bewegtes Kirmeszelt eintreten, eine erneut extrem unvolkstümliche Moralpredigt an diesem Lustort des Volkes vom Zaune zu brechen. Nach wenigen Worten kommt es zu einem verbalen Angriff auf den Pastor: „Raus mit dem Pfaffen!“ – und da gute Katholiken selbst im Suff so nicht reden, müssen es – als *deus ex machina* eingreifend – „Frümde“ sein, Auswärtige, nicht zu

⁵² Vgl. den Artikel „Conferenzen (geistliche, Pastoral-)“ (Schneemann) in: Wetzter und Welte’s Kirchenlexikon. 2. Aufl. Band 3, Sp. 858–862. Dort Sp. 860: „die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts trieb an, diese Conferenzen mit neuem Geiste zu beleben und sie ganz besonders zur Erbauung und Belehrung des Clerus zu benutzen, da das große Unglück nicht zum Mindesten durch Unwissenheit verursacht worden“. – Als Beispiel einer historischen Untersuchung: Ludwig Mödl, *Priesterfortbildung um die Mitte des 19. Jahrhunderts*. Dargestellt am Beispiel der Pastoralkonferenzen von 1854–1866 im Bistum Eichstätt. Regensburg 1985. (Eichstätter Studien. N.F., Band 21).

Driebeck Gehörige. Eine allgemeine Prügelei beginnt, weil nun die Driebecker „ihren Pastor“ verteidigen, der im Gesicht blutet von einem geworfenen Bierglas und der nun in die Pastorat flieht . . .

Dies ist die Motivation der großen Wende auf weniger als einer Buchseite! In der providentiellen Schlägerei sind die „Fremden“ aus dem Dorf geprügelt; der Schulte bittet im Namen der Driebecker den Pastor, nicht wegzugehen; die Liebesgeschichte mündet in eine versöhnliche Hochzeit – und der lesende Theologe stellt befriedigt fest, daß der Tabernakel „inamovibel“⁵³ auf dem Altar seinen Stand behält – bis zur Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils.

So gut also stand es einmal um den münsterländischen Landklerus und den deutschen Katholizismus? Am Ende stellt sich dem Theologen die Frage, ob er bei der Lektüre von Wibbelts „Pastor von Driebeck“ oder seiner Erinnerungsbücher, insbesondere des „Versunkenen Gartens“, gewissermaßen zurückschaut auf einen ernstlich intakten Klerus und Katholizismus der „pianischen Epoche“ (K. Rahner)? Unleugbar breitet Wibbelt einen gewissen Glanz aus um seine Erinnerungen und Gestalten. Aber die historische Kenntnis kann nicht daran vorüber, daß jener Katholizismus nach der Jahrhundertwende viel spannungsreicher und problembeladener war, als er aufgrund vielfacher Abblendungen bei Wibbelt vorkommen kann. Der Glanz ist der fast vollkommenen regionalen Geschlossenheit und Abgeschlossenheit verdankt. Es gibt in diesem Lebenskreise nur Katholiken – keine Protestanten, keine Juden, keine Atheisten, Sozialisten oder Liberale. Dergleichen war um die Jahrhundertwende nur auf dem Lande möglich, quasi in Rückzugsgebieten schon damals. Rückzug und Selbstbewahrung aber sind Stichwörter, die auf eine unübersehbare Künstlichkeit des Naturwüchsigen hindeuten. Abwehrende Angst schleicht um die katholischen Fundamente. Dabei ist Wibbelts Schrifttum wohlthuend frei von dem ketzerriecherischen, auf konfessionelle Abwehr bedachten Grundzug, der die produzierte Enge des Katholizismus spätestens seit dem Pontifikat Pius IX. und speziell die Zeit der Modernismuskrise gesamt kirchlich und in Deutschland charakterisiert. So kann gerade auch der Blick in diesen Rückspiegel schließlich der aktuellen Orientierung dienlich sein.

⁵³ „Nicht wegbewegbar“; so im Artikel „Tabernakel“ (Th. Bogler) in: Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Aufl. Band 9. Freiburg 1964. Sp. 1265–1267. Drehtabernakel hatten schon vor dem Konzil keine Chance mehr.